

Främm = Zeitung.

Ein Organ für die höheren weiblichen Interessen.

Preis:
15 Sgr. vierteljährlich.

Begründet und fortgesetzt
von

Inserate:
2 1/2 Sgr. die Zeile.

4. Jahrgang.

Louise Otto.

2. Quartal.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-Handlung.

Motto: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.

Nr. 14.

Mittwoch, den 14. April.

1852.

Das Duell.

Eine Erzählung

von

Friederike von Koschuetzki, geb. von Heyne.

(Schluß aus Nr. 13.)

Eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen, er war nie besonders hübsch, trug sich aber in seiner Kleidung stets nett, ja zierlich, aber jetzt — statt der künstlichen Locken flatterten ihm die dünnen Haare um Scheitel und Stirn, ein abgetragener Frack, schlotternde Halsbinde; so passend dazu die übrigen Kleider, bildeten einen höchst vernachlässigten männlichen Anzug; ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden, als auf einmal Lärm wurde, ich hörte nur sagen: „Herr Robert wollens immer gewinnen, Sie nehmen meinen König mit ihrem Unterbub.“ — Geiser, den wahrscheinlich noch seine frühere, bessere Stellung vor Augen schweben mochte, glaubten die guten Leute zu übersehen, wenn nicht betrügen zu können; er wurde brutal, sie grob, er nahm darauf seine Bioline, stellte sich drohend vor die Menge und fing in einer monotonen aber schrecklichen Melodie folgendes Lied mit einem so schauderhaften Ausdruck zu singen an, daß alles Blut in den Adern zu gerinnen schien.

„Die dunkle Nacht schlägt auf die schwarzen Schwingen,
Schon hör' ich fern die Geisterchöre singen;
Es naht die Schaar mit bangen Todesklagen
Und Alle gleich dieselben Schädel tragen.“

O! laßt mich flieh'n, o laßt mich von Euch wenden,
Um diese Qual, um diesen Schmerz zu enden;
Nehmt lieber hin als Sühne dieses Leben,
Das mir als Fluch mit in die Welt gegeben.“

Ich stand durch den grausigen Gesang erschüttert auf, stellte mich vor Geiser hin und fixirte ihn; endlich traf mich sein Blick, er erschrak, die Bioline entfiel seiner Hand, und er stürzte leichenblaß zur Thüre hinaus. Ich aber verließ die Stube in Gedanken mit dem unwillkürlichen Ausruf: Nemesis! — Nemesis! —

Die Nacht brachte ich schlaflos zu, ich sann nach, was ich gegen Geiser beginnen sollte, aber da stand Anatol so versöhnend vor mir und sprach: „keine Rache!“ — Deshalb schrieb ich den andern Tag an Geiser, ich wolle Gelegenheit suchen, sein Unterkommen ehrenhaft zu machen und ihm musikalische Stunden verschaffen, ich schickte ihm deshalb ein Goldstück im Voraus darauf, um für nöthige Noten zu sorgen. Der elende Wicht hat aber gar keinen Gehalt, er behielt das Geld, lachte mich aus und antwortete nicht.“ —

Jetzt hörte man einen Wagen rollen, erschrocken sprang Flora auf: „Ach Mama kommt, geschwind hilf mir meine Sachen zusammensuchen, ach mein Gott!“ — sprach sie ängstlich — „ich kann auch gar nichts zusammensuchen.“

„Geh nur Mama entgegen, ich will indes die Rätherei zusammensuchen.“ — Flora lief eilig davon.

Endlich fand Alphons nach langem Suchen den Fingerhut im Sande, die Nähnaedel ohne Spitze, Zwirn und Scheere gar nicht, doch war nicht lange zu warten, denn mit der Gnade einer Schwiegermutter ist nicht leicht zu scherzen.

Mama war sehr redselig nach Hause gekommen, wahrscheinlich waren gute und billige Einkäufe gemacht worden. „Aber lieber Sohn! mit was

für einem neuen Reinigungsaparat kehren Sie denn meine Stube aus? ach wahrhaftig, es ist Flora's Nähzwirn! — Diese fuhr erschrocken auf und sah zu ihrem großen Schrecken den Nähzwirn wie ein langes Schlepptau an den untersten Knöpfen von Alphons' Frackschößen hängen, dieser lachte auch, als er es gewahrte.

„Ei, sagte er, der Zwirn sieht ja aus wie der Haarwuchs einer polnischen Dame, die zu einer solchen Frisur Jahre lang keine Toiletten-Gegenstände braucht.“

„Das kommt vom wenigen Fleiß, wenn der Zwirn vernäht wäre, hätte er keine Abenteuer erlebt.“ Dabei sah Mama Flora an.

Den andern Tag brachte der Bediente auch die Scheere.

„Nun, wo war sie denn?“ frug Flora.

„In des Herrn Bräutigams Jagdstiefel.“ — Flora wurde roth bis an's Ohrläppchen, sie erinnerte sich jetzt, daß Alphons mit der Scheere gespielt und sie dann unbemerkt in den Abgrund seines Stiefels gefallen sei. Da Flora aber auf einmal eine so ungeheure Leidenschaft für Lauben, Spaziergänge und Vergleichen erhalten, so mußte schon Mama auch ohne Flora's Hülfe die Ausstattung beenden lassen.

Indeß war der Hochzeitstag erschienen und unter andern vielen Gästen auch Bruder Willfried, der stille Einsiedler, der auf seinem erlangten Besitztum allerhand Glückseligkeitspläne für die gesammte Menschheit studirte. Die Gesellschaft war zahlreich und fröhlich, denn das Fest war großartig, Flora war ja das einzige Kind so wohlhabender Aeltern. Gegen Abend vermehrte ein Fremder die Gesellschaft, der sich der jungen lebenswürdigen Braut mit den Worten selbst vorstellte: „Erlauben Sie mir, daß sich die Immortelle der Freundschaft zu der Rose der Liebe gesellen darf;“ Flora sah ihn halb freundlich, halb verlegen an; als Alphons mit einer solchen Hast auf den Fremden losstürmte, daß er bald in seiner Eile zwei alte Damen, die in einem wichtigen Stadtgespräch vertieft, umgerannt hätte.

„Richard — Du hier?“ rief er freudig aus, „welche frohe Ueberraschung.“

Als das Fest mit Heiterkeit endete, sah man in einem einsamen Zimmer die beiden Brüder mit Richard allein, sie reichten sich gerührt die Hände und weiheten auch mitten in der Freude dem Andenken Anatol's eine Thräne.

Nach acht Tagen eines genussreichen Besuches reiste Uhlau ab, bei seiner Abreise reichte er Alphons einen Brief mit den Worten: „Ich wollte Deine Freude nicht stören, hier ist ein Brief von Rätlin Kub.“ — Er war folgenden Inhalts:

Sonnenburg.

Die vortrefflichste Frau, zärtlichste Mutter und treueste Freundin ist nicht mehr! Seit acht Tagen

ruht sie an der Seite ihres vielgeliebten Sohnes und meiner unvergeßlichen Kelli. Endlich unterlag das weiche Gemüth, geschreckt und gestört in den stillen schönen Träumen von zukünftigem Glück, der Härte eines niegeahnten Geschicks. Der Schmerz der Mutter war zu groß, und sie starb an gebrochenem Herzen.

Auch das Gespenst unseres Lebens hat geendet, wie es gelebt; man fand Geiser's Leiche auf dem Grabe von Anatol zu 3. mit demselben Terzerol, das ihm sein verzweifelndes Ende gab, in der Hand, mit dem er das treue Herz von Anatol traf; er war so tief gesunken, daß er kein anderes Leben mehr wagen konnte, um das Seine zu vernichten.

Ich stehe jetzt ganz allein, doch das Schicksal giebt Kraft zu tragen, wen es niederbeugt.

Friederike von Koschützki.

Carl Gukow's „Wally.“

Wie klein und arm uns auch jetzt, nachdem wir die Tage von 1848 erlebten, die Bewegung von 1830 erscheinen mag — sie war dennoch von welterschütternder Bedeutung. Nicht das war das Wichtigste an ihr, daß der Constitutionellismus sich überall siegreich Bahn brach und die Bourgeoisie Rechte erhielt, welche bisher nur Vorrechte des Adels gewesen, das Wichtigste war der neue Schwung weltbewegender Ideen, der in die Geister kam, war die Verallgemeinerung dieser Ideen, welche bisher nur Eigenthum weniger Köpfe gewesen waren.

Die Literatur ward zuerst von diesem neuen Geiste befeelt. Die blaue Blume der Romantik war endlich abgeblüht, die einst sprudelnde Quelle deutscher Lyrik zur zahmen, in hundert Graben und Gräbchen sich vertheilenden Wiesenbewässerung geworden, an der Niemand mehr Behagen finden konnte. Es mußte etwas Neues kommen und das Neue was kam mußte willkommen heißen werden auch wenn es noch nicht das Große war.

So kamen Börne und Heine und nach ihnen „das junge Deutschland.“ Börne gab frisches kaltes Brunnenvasser — das konnten die Verzärtelten noch nicht vertragen und sahen einander erschrocken an. Heine's Frivolität, verbunden mit diesen wunderbaren Zauber seiner Lyrik wirkte berauschend wie Opium und spukte bald in allen Köpfen und Herzen. Eine neue Welt des Geistes war mit 1830 einmal entdeckt worden — man fühlte, daß mit der alten Welt gebrochen werden mußte auf allen Gebieten, aber man wußte nicht, wo zuerst anzufangen war, da eben das überall sich als Nothwendigkeit herausstellte. Man brauchte nur in das Leben hineinzugreifen, um sogleich auf eine Stelle zu stoßen, wo ein Bruch erfolgen mußte — man that dies mit der ganzen Hast zu der die Erkenntniß bringt: daß

wir etwas thun müssen, was schon längst hätte gethan werden sollen und daß es hohe Zeit ist anzufangen, besonders wenn wir auch noch der Ehre theilhaftig werden wollen, unter den Beginnenden mit die Ersten zu sein.

Wir können nicht leugnen, daß zu diesen „Ersten“ mit „das junge Deutschland“ gehörte (Carl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Ludwig Wienberg u. A.) wenn auch seitdem dies sogenannte junge Deutschland mit dem wirklichen nicht Schritt zu halten vermochte und die, welche damals so lustig mit klingendem Spiel den Feldzug der neuen Zeit eröffnen wollten, jetzt von ihr überreilt müde und betroffen dastehen, zum Theil als Philister, zum Theil als feile Diener der Reaction.

Carl Gutzkow schrieb seine „Wally.“

Ein kleiner Mann voll berlinischer Geistreichigkeiten und Spitzfindigkeiten, das Product des blasirten Lebens in diesen Kreisen Berlin's, wo eine Rahel an den neuen Zeitideen sich resultatlos zerarbeitete und eine Charlotte Stieglitz in den Tod ging, um ihren Gatten einen großen Schmerz zu geben, der ihn zum großen Dichter machen könne. Neben solche Gestalten der Wirklichkeit stellte Gutzkow die Wally seiner Phantasie. Er wollte in diesem Buch auch irgendwo brachen mit den Anschauungen der alten Welt — er versuchte es zugleich mit der Theologie und dem Vorurtheilen gegen die Freiheit des Weibes im Geist.

Das Buch wäre vielleicht für größere Kreise unbemerkt vorüber gegangen. Aber Wolfgang Menzel schlug Lärm im „Literaturblatt“ zum „Morgenblatt“, machte dem Buch den Vorwurf zum Atheismus und zur Unsitlichkeit verleiten zu wollen, forderte das Verbot desselben und die Bestrafung des Verfassers.

Beides geschah. Das Buch ward confiscirt und vernichtet, der Verfasser in's Gefängniß geworfen und dadurch — mit Einemmale berühmt.

Natürlich machte nun kein Buch so viel von sich reden als diese Wally. Sie ward der Gegenstand einer Menge von Abhandlungen Für und Wider — und so erreichte sie erst recht eigentlich ihren Entzweck, die darin aufgestellten neuen Ideen wurden in den Kreis der weitesten Besprechungen gezogen — insofern die Censur dies gestattete. —

Sechzehn Jahre sind seitdem vergangen. —

Indeß hat Gutzkow vor einigen Jahren eine Gesamt-Ausgabe seiner Werke veranstaltet — zwölf Bände erschienen nach und nach, aber die Wally fehlte, fehlte obwohl 1848 und 49 vollständige Pressefreiheit jeden ängstlichen Scrupel über ihren Wiederabdruck verbannen mußte, selbst wenn man nicht annehmen durfte, daß, was vor 16 Jahren bedenklich, neu und ungeheuer erschien,

jetzt wenn nicht antiquirt, doch mindestens oft gehört, geprüft und unbedenklich geworden ist. Man fragte nach der „Wally“, man zischelte und spottete, man verdächtigte den Verfasser, der sich jetzt seines Werkes schäme, zwar nach einer anderen Seite hin, aber beinah noch mehr als damals sein Werk selbst.

So hat denn Gutzkow die Wally jetzt noch als dreizehnten Band seiner Gesamtausgabe unter dem Titel „Vergangene Tage“ erscheinen lassen. In einem Vorwort giebt er die Gründe an, welche ihn bisher abhielten, den Roman zu veröffentlichen. Es sei ihm durch das, was er früher dadurch erlebt, so verleitet worden, daß er das Buch erst jetzt zum Erstenmal wieder zur Hand genommen; übrigens verwahrt er sich dagegen, daß die darin ausgesprochenen Ansichten des Helden und der Heldin die seinigen wären. Beigefügt sind dem Buch einige darauf bezügliche Actenstücke und das Sendschreiben, welches damals der ehrwürdige Professor Paulus aus Heidelberg an den Verfasser richtete und in welchem entschieden die Vorwürfe Menzel's in ihrer ganzen Unwahrheit und Unhaltbarkeit zurückgewiesen worden.

Trotzdem ist das Unerhörte geschehen, auch jetzt, nach sechzehn Jahren und mit diesen ausdrücklichen Erklärungen begleitet, ist die „Wally“ in Preußen wieder verboten worden.

Die Wally ist weder ein Roman, noch ein Character, den wir empfehlen möchten, aber jenes Anathema, das in der früheren Zeit uns als Ungerechtigkeit und Beschränktheit erschien, stellt sich jetzt nach Allem bisher Erlebten und Gedruckten nur als eine Lächerlichkeit dar.

Wally ist eine blasirte Berlinerin, die sich aber unbefriedigt fühlt in den weltlichen Zerstreuungen, welchen sie sich hingiebt, und in ein skeptisches Element hineingezogen, dieser zu entfliehen ringt. Sie theilt ihren Freund, den einzigen unter ihren Anbetern, den sie ihrer geistigen Liebe für würdig findet, ihre Zweifel mit und fordert sein Glaubensbekenntniß — er giebt ihr das Bekenntniß seines Atheismus — und sie wird darüber wahnsinnig.

Haben selbst Theologen ein Recht hier über Herabwürdigung der Religion zu schreiben, wenn ein Weib darüber wahnsinnig wird, das man ihm die Religion nimmt? — Dazu ist derjenige, der dies thut, ebenfalls ein blasirter Mensch von höchst zweifelhaftem Character und schon darum sein Atheismus wenig verführerisch — selbst wenn das, was sein Glaubensbekenntniß enthält, wirklich Atheismus wäre, worüber sich auch noch Vieles sagen ließe. — Was seitdem Feuerbach, die Bauer, Daumer, Stirner und unzählige Andere über die dort angeregten Fragen haben drucken lassen, läßt die in Wally ausgesprochenen

Ansichten nun weder mehr neu noch außerordentlich erscheinen, sie sind etwas oft Gehörtes geworden, und der Vorwurf, schädlich einwirken zu können, ist ihnen nicht mehr zu machen, selbst wenn wir den Vorwurf gelten lassen und nicht selbst jedes Buch, das zum Denken anregt, auch wenn sein Inhalt uns nicht behagt, willkommen heißen.

Was aber den andern Vorwurf betrifft, den, zur Unsittlichkeit zu verleiten, so hat auch diesen schon Paulus in seinem Sendschreiben entkräftet. Auch wir haben darüber noch ein Wort hinzuzufügen — obwohl wir wissen, daß es in der Damenwelt unzählige giebt, welche nicht nur *G. Sue*, sondern auch *Balzac* und *Paul de Koc* mit Behagen in ihren frivolsten Schilderungen lesen, aber die *Wally* mit Entsetzen von sich weisen. Verführerisch ist die *Wally* gar nicht, schon darum nicht, weil sie eben an ihren Grundsätzen und ihren Zweifeln untergeht. *Wally*, das Mädchen, nicht das Buch, ist allerdings unsittlich, aber nicht darum — wie *Menzel* meinte — sondern darum, daß sie den Gesandten heirathet, der ihr gleichgültig ist, nur um eine Stellung in der Welt zu haben und in Paris glänzen zu können, indes sie doch einen andern liebt. Sie ist unsittlich durch die Blasirtheit, mit der sie sich die Liebe austreden will, sie sich selbst gegenständlich machen, um nicht von ihr beherrscht zu werden. Ihre Unsittlichkeit ist eben eine geistige, keine sinnliche — darum endet sie auch weder mit Gesunkenheit oder Reue, sie kann eben nur in Wahnsinn enden. Das ist die zugleich poetische und sittliche Gerechtigkeit im Schluß des Buches.

Wally, die Emancipirte, kann nicht einmal die Frauen anregen, auch solche Emancipirte werden zu wollen — wohl aber ist sie geeignet, den ganzen Fluch des Frauenlebens zur Anschauung zu bringen: Nichts zu sein, keinen Beruf zu haben, kaum eine Beschäftigung —: auch *Wally* wäre nicht untergegangen, erst in Blasirtheit, dann in Wahnsinn, wenn das Leben ihr ein gewisses Ziel gegeben hätte, Raum zu Thaten und ihrem Geist eine bestimmte Richtung zum Streben und Wirken.

L. O.

Sara Martin.

Sara Martin als das einzige Kind schlichter Handwerksleute im Jahre 1791 in einem Dörfchen des südlichen England geboren, ward früh eine Waise. Auf den Knien ihrer Großmutter empfing das jugendliche Gemüth die ersten Eindrücke lauterer Frömmigkeit. Aber schon in ihrem zwölften Jahre empfand *Sara* lebhaften Widerwillen gegen die Bibel und ihrem Inhalt. Eine Leihbibliothek gewährte ihr romantischere Unterhaltung. Eine Krankheit führte sie wenigstens zu gehaltreicheren Büchern wie *Shakespeare*, *Johnson*, *Addison* und andern Dichtern. Wiederher-

gestellt und fünfzehn Jahre alt kam sie zu einer Frauenschneiderin in die Lehre und war fleißig. Der tägliche Anblick der Bibel in den Händen ihrer frommen Mutter, war ihr in der Seele zuwider. Ihre eignen zwei Bibeln verbarg sie im Gerümpel, um sie nicht sehen zu müssen. Ein Anbeter der französischen Freigeisterei bestärkte sie in ihrer Flucht vor Gott. Aber neunzehn Jahre alt sah sie ihr inneres Leben leer und öde ohne Gott sie fand sich endlich zurück zu ihm und widmete sich Thaten der Menschenliebe.

Sara trat in eine Sonntagsschule als freiwillige Lehrerin ein und wirkte darin eine Reihe von Jahren freudig und segensreich. Im Jahre 1810 suchte sie Zutritt in's Armen-Arbeitshaus und machte sich durch fleißige Besuche und Vorträge den ältern Bewohnerinnen, später den Kindern des Armen- und Werkhauses unentbehrlich. Ihren Hauptberuf aber fand sie als ein Weib in's Gefängniß gesperrt wurde, weil sie ihr Kind auf's grausamste mißhandelt hatte. *Sara* hörte davon und trug herzliches Mitleid mit der Unglücklichen. Sie erhielt erst nach wiederholten Bitten Einlaß zu ihr, mahnte sie an ihre Schuld, aber auch an Gottes Erbarmen. Thränen des Dankes strömten über die Wangen der Verbrecherin als der tröstende Engel sie verließ. Von da an setzte sie die Besuche bei den Gefangenen ununterbrochen fort, las ihnen vor, unterwies sie im Lesen und Schreiben. Aber wie Zeit dazu finden? — Die arme Näherin besann sich nicht lange, sie brach je einen Wochentag ihrer Schneiderarbeit ab, um den Gefangenen an demselben dienen zu können.

Da noch keine Gefängnißgeistliche angestellt waren, richtete sie selbst einen Sonntagsgottesdienst unter den Gefangenen ein, bis 1831 ein Geistlicher des Sonntags ihn übernahm. Nach 3 Jahren wurde sie durch freundliche Unterstützung in den Stand gesetzt, auch einen zweiten Wochentag regelmäßig den Gefangenen zu weihen. Mit rastloser und pünktlichster Thätigkeit lebte sie diesem Berufe; die kleinen vierteljährigen Beiträge zog sie bei den Gebern und Geberinnen selbst ein; auch durch die roheste Begegnung von Seiten der Gefangenen oder durch schnödes Entgegenkommen von Seiten der Aufseher ließ sie sich nicht zurückschrecken; mit fester Entschlossenheit und weiblichem Tacte wußte sie die Gemüther zu besiegen, die Sitten zu befestigen, die Gefängnisse wohllich und heiter zu machen. Sie nahm keine Belohnung für ihre Dienste, die Behörde mußte ihr zwölf Pfund Sterling jährlich dafür aufdringen. So gab sie ihre Näherci auf und widmete ihre Zeit dem Amte rettender Liebe an den Gefangenen, den Entlassenen, den jugendlichen Verbrechern, den erwachsenen Mädchen in einer Abendsschule. Während sie arm blieb, um Viele reich zu machen mit Kenntnissen

für die Erde und Erkenntniß für den Himmel reiste sie selbst für den letztern und starb 1843. Der letzte Bericht des Gefängnißauschusses sagt von ihr: „Diese bewundernswürdige Persönlichkeit, von niederer Herkunft zwar doch hoher Gesinnung, hat während drei und zwanzig Jahren, bis kurz vor ihrem Tode ihre Gesundheit zusammenbrach, alle Kräfte ihres Geistes der sittlichen und religiösen Belehrung der von der ganzen übrigen Welt vernachlässigten Sträflinge in diesem Gefängniß gewidmet. Ihr Einfluß auf die, welche in dem Bereich ihrer Bestrebungen traten, war groß, obwohl die ihr zur Verfügung stehenden Mittel nur gering und ihre ganze Art zu sein überaus einfach und anspruchslos war. Sie trug nicht den Namen einer „barmherzigen Schwester“, allein sie wurde stillschweigend als eine solche anerkannt und empfunden von all' den vielen Verlassenen und aller Hülfe Entblöhten, die von ihren Lippen Ermuthigung, von ihren Händen Unterstützung empfangen — so wie auch von den Wenigen, die Zeugen ihrer guten Werke waren.“

Das kann man also mit geringsten Kräften im niedrigsten Stande thun. —

Es sind Viele unter uns, die Aehnliches thun könnten, thun im Geiste der neuern Zeit, aber mit der alten christlichen Liebe!

Heinrich Merz, dessen Buch „Armuth und Christenthum“, wir diese Daten über Sara Martin entnommen, können wir weiter hören, wenn er sagt:

„Judas hat seinen Herrn verrathen, Petrus hat ihn verleugnet, selbst Johannes ist davon gelassen, wo es daran ging, das Kreuz auf sich zu nehmen und für die Brüder in Noth und Tod zu gehen. Die Frauen aber hielten unter'm Kreuze aus und waren die Ersten, die den Auferstandenen sahen. Sie müssen auch die Erstlinge von den Auferstandenen dieses in Selbstsucht und Genußsucht ersticken, in Trotz und Haß ersäufen, in Grimm und Neid erstorbenen Geschlechtes sein und an dem Grabe der schlechten Vergangenheit und schlechteren Gegenwart die Verkündigerinnen einer Auferstehung zu froherem Familien-, Staats-, Kunst-, Kirchen- und Völkerleben werden. Wenn die Stöße des Erdbehens den Stein von des Grabes Thür geprengt, gehört der alten Liebe der erste Platz und die erste Stunde am neuen Frühlingmorgen.“

So gehe an die Arbeit Weib und Mann, Jüngling und Jungfrau, denn keines ist ausgeschlossen, alle sind berufen, ob auch nur wenige ausgewählt zum Ausban des christlichen Communismus und Socialismus, diese Arche Noa, welche durch die Sündfluth rettet. Allem künftigen Nebel und der großen kommenden Entscheidung von Heil und Weh im Glauben oder Unglauben damit entgehen zu wollen, kann Niemanden ein-

fallen. Immerhin aber sind Thaten der Liebe eher als alle Säbel und Flinten der Welt wirksam! Ja, wenn seit zwanzig Jahren im Dienst der Liebe schon überall geschehen wäre, was nun überall geschehen will in der eilften Stunde, da die Thüre bereits ins Schloß fällt und der einzig eine glücklichere Zukunft auch für uns Nachzügler noch öffnende Schlüssel der Reform um's Haar in die Gruft unsers Friedens geworfen ist.“

„Ein Carlyle hielt es für eine thörigte Bemühung die Revolutionen zu segnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, sie zu studiren; er heißt es verdrießlich, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, unräthlich, ihnen zu dienen, nutzlos, sie zu bekämpfen, rühmlich mitten in die Trümmer, wenn der Wiederaufbau beginnt, einige sittliche Ideen, einige Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszustreuen, einen Stein zum erzielten Neubau zu liefern.“ —

„Wenn es irgend vergönnt ist, einen baumeisterlichen Gedanken für eine frische Zukunft zu sein, so ist es die der Liebe, die thätig ist im Dienen für die Brüder. Die Zukunft nicht nur, schon die Gegenwart gehört den Frauenherzen und den Männerkräften, welche dieses Werk der Liebe im Kampf gegen die Selbstsucht treiben lernen.“

Des Weibes Beruf.

Vielfach hört man, von Männern wie von Frauen, Urtheile über den Beruf des Weibes aussprechen, die betrübend und beklagenswerth sind. Ein großer Theil hält das Weib für berechtigt, auf die Gerechtigkeit des Mannes Anspruch zu machen und glaubt dasselbe zu emancipiren, indem er es auf dessen Wirkungskreis hinweist; ein anderer zeigt dem Weibe Küche und Kinderstube, als die einzige Werkstätte seiner Thätigkeit an. Das sind die beiden Gegensätze, die die widerlichsten Erscheinungen hervorbringen, durch sie aber gehen nicht nur Familien, sondern ganze Geschlechter unter, denn so lange das Weib nicht seinen Beruf erkennt und erfüllt, so lange werden auch die Männer im Ganzen, nur Halbheiten bleiben. Ein ganzer Mensch muß der Mann sein, er ist es aber nicht, wenn die Mutter nicht verstand dem Knaben zuzurufen: Du mußt sein in dem was Deines Vaters ist! Zwar giebt es manche Genies, die aus der Dunkelheit hervorgetreten sind und sich selbst Bahn gebrochen haben; sie sind aber oft auch ebenso lasterhaft, wie groß. Ihr Leben ist durch manch einen Flecken verdüstert, den nur der Kuß einer rein begeisterten Mutter, schon beim Entstehen, dem Knaben und Jünglinge von der Stirne hauchte.

Also das Weib muß erst seinen Beruf erfüllen, wenn die Menschheit siegen soll. Wie aber erfüllt es diesen? wo ist das Weib an seinem Plage?

Dasjenige Weib verfehlt seinen Zweck, dessen

Streben nur Gelehrsamkeit und männliche Beschäftigung ist. Anders organisiert und ausgestattet als der Mann, hat es auch einen andern Wirkungskreis als dieser, der aber keineswegs weniger groß und wichtig ist. Die Gelehrte, die immer dem Manne nachstrebt und alles demselben gleich machen will, ist eine Unnatur, die nirgend ihren Platz findet; zu den Männern kann man sie nicht zählen, und zu den Weibern will sie sich nicht gesellen.

Mag ein Weib mit diesem Streben auch mitunter originell und interessant erscheinen, für das Leben aber ist es nichts weiter, als eine schöne Marmorsäule, die man anschaut, bewundert, verläßt und vergißt. —

Wie unbehaglich fühlt man sich in der Nähe eines Wesens, das sich in Gesellschaft anderer seines Geschlechts, stets wie eine Riesin unter Zwergen vorkommt, das Alles, was nicht seiner eignen Größe gleich ist oder scheint, profan und abgeschmackt findet, und das nicht die schöne Tugend zu bewahren versteht: auch das Kleinste nicht gering zu achten, das die Sitten der gesellschaftlichen Verhältnisse verschmährt und so sich oft der Lächerlichkeit Preis giebt. Mit Männern nur mag es harmoniren, denn nur Männer, glaubt es, können dem Flügelschlage seines hohen Geistes folgen.

Und wagt man sich in die Häuslichkeit einer solchen *Minerva*, — öde und unheimlich ist jeder Raum, der nicht durch Frische und Heiterkeit eines weiblichen Gemüthes belebt wird. — Schreibtisch und Bücherschrank ist ihr Olymp, ihr Wohnsitz an dem sie sich selbst vergöttert. Unordnung und oft Unsauberkeit haben im Hause die Oberhand die eigene Erscheinung vernachlässigt und unweiblich. Ein solches Weib ist für jeden Wirkungskreis untauglich, es ist eine Geißel für alle diejenigen, die ihm nahe stehen. Wehe dem Manne, der an ein solches Wesen gefesselt ist, er suchte den Frühling, der sein Leben erhellen sollte und fand den starren Winter. Wehe den Kindern, die einer solchen Mutter ihr Leben verdanken, das schöne Morgenroth des Lebens ist ihnen fremd. Nicht heilige Mutterliebe bewachte ihre Spiele, unter den Augen bezahlter Leute lernen sie lächeln und Gebete nachsprechen.

Aber sowie uns das, nur nach Gelehrsamkeit strebende, Weib mit Widerwillen erfüllt; so unangenehm erscheint uns auch das sogenannte praktische Weib. Das so nüchtern ist, das es die Prosa des Lebens noch einmal in's Prosaische übersetzt; das sorgfältig der kranken Strümpfe pflegt, von der theuren Butter mit zerknirschem Herzen spricht und einen poetischen Gedanken für einen Verrath an der Familie hält. Es zieht die Peterflie dem Jasmin vor und kennt nichts Schönes auf Erden, wenn es nicht der Haushaltung zu gut kommt. Wo die Wirthschaft aufhört, hört

auch sein Geist auf, und wo die Poesie anfängt, haben die Empfindungen ein Ende. Das Haus eines solchen Weibes ist wie das todte Meer, Alles was in seine Nähe kommt, hört auf zu leben. Der Mann des Hauses, der Gatte kommt von Geschäften ermüdet herein, er will die stürmische Außenwelt einige Stunden mit dem Himmel einer stillen Häuslichkeit vertauschen; er will von der Geliebten sich neuen Muth und neue Lebenskraft holen, mit ihr von seinen heiligsten Interessen sprechen. Sie starrt ihn an, was ihn begeistert, ist ihr fremde. Er steht, wenn Wirthschaftsangelegenheiten und Tagesneuigkeiten besprochen sind, mit ihr an der Grenze ihrer Gemeinsamkeit. Jenseit derselben liegt das große freie Reich des Gedankens, liegt eine Welt von Gefühlen und Anschauungen, die ihm Lebensbedürfnis sind, sie aber weiß nicht, daß solche Regionen vorhanden sind. Der Mann zieht sich in sich selbst zurück, er sucht, weil er in seinem Hause nichts Besseres findet, nur Ruhe. Aber vergebens, die schaffende Hausfrau poltert und tobt vom Morgen bis zum Abend; ihrem Schaffen fehlt die liebliche Anmuth, mit der das geistig gebildete Weib Alles ruhig vollbringt. Sie schilt auf das Gesinde, welches niemals ihr Wohlwollen erringt, sie beschwert sich über die Lasten, die sie zu tragen hat, ihr Loos ist das schwerste aller Hausgenossen; die Unarten ihrer Kinder verursachen ihr fortwährenden Kummer und nie wird sie fertig mit ihren Zurechtweisungen und Strafen. Zufrieden und glücklich ist sie nicht, denn ihr Haus ist kein Tempel, in dem man Gott opfert, deshalb wird auch Niemand durch sie glücklich gemacht. Dem Armen reicht sie das Brod, weil er ihr Mitleid in Anspruch nimmt, aber jene heilige Gluth der Menschenliebe ist es nicht, die es ihm darbringt. Die Außenwelt ist für sie nicht da, hört sie von den Bewegungen der Zeit, dann ruft sie mit kläglichem Miene: Gott bewahre uns vor Krieg! indem sie dabei angstvoll ihr Alles, ihre eingerichtete Wirthschaft, betrachtet.

(Schluß folgt.)

Nachtgestalten.

II.

Vom hohen Kirchturm schlägt die zwölfte Stunde,
Da schwingt der Sturm noch einmal seine Flügel,
Durchstürzt noch einmal wild die weite Kunde,
Bis langsam matt der letzte Ton verhallt.
Dann decket tiefe Ruh' die Grabes-Hügel,
Ein nächt'ger Schauer liegt im Erdengrunde,
Der Dunkelheit noch ungelöstes Siegel —
Und Alles still, und Alles todt und kalt.

Da will es bei der Lampe düst'rem Scheinen
Nicht länger mich, den Schmerz erfüllten, lassen,
Es treibt mich hin, zu schauen nach den Meinen,
Und zu des Glends Stätte eilt mein Fuß.
Dummpf bröhlen meine Schritte in den Gassen.
Ich such' ein blutend Herz, um mitzuweinen!

Mit unterdrückten Geistern will ich haßen,
Ein Wort der Rache ist mein mächt'ger Gruß.

Und auf und nieder schreit' ich stumm, alleine
In meiner Brust den Zorn, den gluthenwarmen,
Da rasset zitternd eine Hand die meine:
„Herr, Gue Geld!“ so ruft es, „gebt geschwind!“
Doch weicher bald: „D helfet einem Armen!
„Wenn nicht, so end' ich hier auf diesem Steine.
Doch nicht mit mir, dem Räuber habt Erbarmen,
Denkt, daß daheim verhungern Weib und Kind.“

Mir schlug das Herz bei diesen Schreckensworten,
Und näher trat das dunkle Wesen.
Das war kein böser Mensch, geübt im Morden,
Ein Greis erschien er, bleich und todesfahl.
Ich konnt' es leicht in seinen Zügen lesen,
Ihm war ein unverschuldet Glend worden,
Ich sah es selbst, wie schwer es ihm gewesen,
Da eine Thräne sich vom Auge stahl.

„D sprich, gedrückte und verirrte Seele,
Bist Du der Armen einer, der Verfluchten?
Trieb Dich die Angst aus Deiner dunkeln Höhle
Hinaus, zu treten auf Dein Menschenrecht?
Weißt Du, daß die, so es vor Dir versuchten
Verbluteten in ihrem Lebensöle,
Gleich dem verstockten Mörder, dem Verruchten,
Und daß man sagt, solch' Urtheil sei gerecht?“

„Wehl weiß ich es. Es war zum ersten Male
Daß mich Gewalt zu diesem Schritt gedrungen
Für Weib und Kind; denn dieses alt' und fahle
Und lebensmüde Haupt ersieht den Tod.
Ob Hunger's sterben oder ob gezwungen
Von jenen Herren, die beim reichen Mahle
Von dem sich mästen, was wir uns erschwungen —
Gleich viel! denn Beides endet doch die Noth.“

„Ihr sprecht von Menschenrecht! D wollt nicht scherzen
Mit unsers Glends fürchterlicher Größe!
Es drängt gewaltsam sich das Blut zum Herzen,
Seh' ich das Volk sich krümmen früh im Staub.
Es hat kein Recht zu decken seine Blöße,
Es hat kein Recht zu klagen seine Schmerzen,
Kein Recht zu leben, weder gut noch böse;
Und sterben darf es zu der Würmer Raub.“

„Wir sind nicht Menschen mehr, wir sind die Mitte
Von Thier und Mensch, wir sind der Menschen Sklaven.
Die Wesen über uns sind die Glite,
Die ihr erhab'ner Geist zum Herren macht.
Allein das dumme Volk verdient die Strafen;
Und wagt es auszusprechen eine Bitte,
Glaubt man ihm den Hunger zu verschlafen
Der ihm den Uebermuth in's Hirn gebracht.“

„So treibt man uns zum Neusersten — zur Sünde.
So trieb die Noth mich her zu dieser Stelle —
Um meines Glends Willen, seid gelinde,
Denkt, daß daheim verhungern Weib und Kind!“ —
Schon ward es Tag, schon stieg des Ostens Helle
Smpor und grüßte uns im Morgenwinde,
Da floh der Arme mit des Bliges Schnelle,
Sich stürzend in der Strafen Labyrinth.

Und mit der Sonne erstem Frührothscheine
Des ernsten Zweifels Schmerzen mich erfassen.
Giebt's einen Richter droben oder keinen?
Sint' uns dort oben ein Versöhnungskuß?
D fragt mich nicht! wollt meinen Weg mir lassen,
Ich such' ein blutend Herz um mitzuweinen,

Mit unterdrückten Geistern will ich haßen,
Ein Wort der Rache ist mein Morgengruß! —
Ch.

Blicke in die Munde.

In Linz starb eine arme Frau welche sich
ihr Leben durch das Zusammenbetteln von Suppe
fristete und höchst kümmerlich lebte; nach ihrem
Tode fanden sich jedoch gegen 40,000 Fl. meist in
Staatspapieren vor. Die lachenden Erben, welche
diese Suppenbettlerin, früher kaum eines nähren
Umgangs gewürdigt haben, freuen sich nun des un-
erwarteten Glückes.

In Wiesbaden macht ein hellsehender
Knabe aus Mittelfischbach Aufsehen. Von
Natur nur mit sehr dürftigen Anlagen begabt
spricht er im schlafenden Zustand mit poetischem
Pathos. Er redet von der Verderbtheit des Vol-
kes, der Geistlichkeit und der Staatslenker und
droht mit einer gewaltigen Umwälzung, die alle
Heuchler und Betrüger entlarven würde, von ver-
heerenden Kriegen und darauf folgender guter Zeit.
— Im gewöhnlichen Zustande taub ist er es im
sommambulen nicht, während desselben sind die
Augen fast nach innen geschlossen, Füße und Hände
steif und kalt.

Die Wasserheilanstalt Gräfenberg ist an den
Dr. Schoder aus Wien verpachtet. Bekannt-
lich ist derselbe Magnetiseur und wird auch dort
diese Curart anwenden.

Der Weise und der Neger.

Von Friederike von Koschuetzki.
(Fortsetzung aus Nr. 13.)

107.

Weit in der Anden Wildniß eilt sein Fuß
Wo schwarz die hohen Felsen stehen,
Die einst der Strom gefärbt, da sonst der Fluß
So hoch sich hob zu diesen Höhen,
Die unzugänglich jetzt doch noch zu sehn,
Da Zeichen dort noch eingegraben steh'n.

108.

Es liegt in diesen Felsen eine Schlucht,
Man nennt sie Höhlen von Mammipe,
Hier ruh'n Gebeine, wie in einer Gruft,
Es sind von einem Stammgerippe;
Aururer nennt man sie, die längst dahin,
Doch lebt ihr Geist in Kunstsinne noch darin.

109.

Man findet da von hellgebrannten Thon
Viel Urnen in Gestalt von Schlangen
Und Krokodill's die Form der Henkel schon;
Auch zierlich feine Körbe prangen,
— Ein zart Geschlecht von Palmenblättern fiel —
Mit bleichen Menschenknochen hier sehr viel.

110.

In diesem schauderhaften Orte fand,
Nach vielem langvergeb'nen Suchen,

Den Jüngling, Walter fast an Grabesrand,
Ganz matt an diesen Todesstufen,
Starr, schwer erkrankt, vom Hunger fast verzehrt,
Wo eflisches Gewürm die Qual vermehrt.

111.

Und Waller pflegt ihn treu und forget dann,
Daß man auf weiche Zweige sachte
Den Neger legt; dann liebend sorgsam sann,
Daß man ihn bald nach Hause brachte.
Doch führt ihn Waller leicht zur Pflicht zurück,
Ihn mahnt mit Muth zu tragen sein Geschick.

112.

Es fällt das Licht schon dämmernd in das Thal,
Nur Zinnen hoher Berge blißen
Vergoldet in der Sonne letztem Strahl;
Der Vogel schwirrt zur Ruh zu sitzen;
Da stürzt verzweiflungsvoll, die Augen wild,
Die Negerin in's Haus, fast unverhüllt.

113.

Und Ulla weint, die Sprache fehlt ihr ganz,
Sie sinkt auf ihre Knie mit Beben,
Verloren ist der Augen schöner Glanz,
Erschöpft scheint kaum sie noch zu leben.
„Rett! Gani! rette Vater!“ rief sie aus,
„Ach! Massa kommen, Selaven auch, und Haus.“

114.

„Denn Massa will Gewalt zum Weib, doch
Will Ulla lieber Meer ertrinken
Und sterben Tod, wie alten Buna noch
Sie sehn, wie Sonne tief versinken;
Haß alten Massa viel, ist schlecht wie Hieb.
Ach! Gani gut, so groß wie Gott, so lieb.“ —

115.

Von Weitem hört man jetzt schon lautes Schrei'n
Von Ramon seinem Selavenhaufen,
Sie stürzen wie ein Kriegsbeer tobend ein
Und waren athemlos vom Laufen;
Damit kein Mensch mehr kommen sollt' heraus
Besetzt mit Selaven man das ganze Haus.

116.

„Ha! Find' ich Dich, Du spröde, schwarze Magd,
In meines nächsten Nachbars Hände?“

Doch das Verbrechen, was Du hast gewagt,
Wird so für ihn, als Dich schlecht enden;
Ich führe ihn gebunden vor's Gericht,
Dort hat mein Geld und ich schon viel Gewicht.“

117.

„Du abgehärmter, ansgeweinter Wicht,
Du sollst im Kerker mein gedenken,
Hier Dein Besizthum siehst Du ferner nicht.
Du Heuchler sollst mit Deinen Ränken
Als Selavenräuber dann mit Spott und Hohn
Für Deine Aufruhrlust erhalten Lohn.“

118.

„Auch Gani, dieses Thier von Affenbrut!
Sollst Deine Strafe gleich abbüßen;
Ich will Dir kühlen Deine Negergluth.
Vor meinen Augen mußt Du schließen
Und fesseln diesen falschen, weißen Mann,
Den Du so liebst, und der Dir wohlgethan.“

119.

„Auch Deine schon geträumte schwarze Braut
Wirft Du mit diesen Peitschenstricken
So lange hau'n, bis von der sammt'nen Haut
— Und dies wird Dich gewiß beglücken —
Ihr junges und so störrig heißes Blut
Sie wäscht ganz rein von ihrer Liebesgluth.“

120.

„Daß' nur den Heil'gen an! Nun wird es bald? —
Ich glaube gar, Du willst noch säumen? —
Nehmt Selave ihn und schleppt ihn in den Wald,
Er hänge auf den höchsten Bäumen,
Damit die Geier ihn von Felsenhöhn
Als Galgenschmaus dort oben hängen sehn.“

121.

„So auf den Gipfeln wiegt Dich dann der Sturm
Gespenstig wie ein schwarzer Drache,
Dein Herz zernage dann ein giftiger Wurm
Und Jaguaren halten Wache,
Wenn Dein Gebein an dürre Nester schlägt,
Daß sich die Schlangenbrut in Nester regt.“

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeiner Anzeiger.

153] Aromatisch-medici- nische Kräuter-Seife

in Stücken. à 5 Sgr.

Diese mittelst kräftiger, frischer Frühjahrs-
Kräuter bereitete Seife, ist als das Vorzüglichste
und Beste für jede Toilette und Haushaltung zu
empfehlen, sie besitzt die Eigenschaften, daß sie die
so lästigen Hautauschläge, Sommerprossen, Finnen
Flechten etc. sicher entfernt, spröde und gelbe Haut
erweicht und weiß macht, und bei fortgesetztem Ge-
brauch den Teint nicht nur verschönert, sondern

denselben bis in's späteste Alter frisch und belebt-
erhält.

Dieselbe empfiehlt die Fürstlich Neuß-Plauische
privilegirte Papier- Kunst- und Musikalien-Hand-
lung von G. F. Illgen's Erben.

154] Sand- Glas- und Schmirgel- Papier

empfehlen jede Sorte in mehreren Nummern

G. F. Illgen's Erben.

Schloß-Strasse Nr. 27.

Gera, Verlag der Hofmeister'schen Zeitungs-Expedition, Schloß-Strasse Nr. 27. Druck der Zeitungs-Druckerei.
Debit für die Expedition der Frauen-Zeitung im Buchhandel durch G. F. Illgen's Erben.